

CHRISTINA HOPKINSON

Im Zweifel
für den
Angetrauten

ROMAN



jeder »Oh, was für ein kleiner Hitzkopf« statt »Sieh mal, der Standard-Tobsuchtsanfall eines Kleinkinds«. Bis heute kann ich nicht die geringste Verstimmung zeigen, ohne dass jemand meine Haare erwähnt. Ich bin ein »quirlicher Rotschopf«, wenn man mich mag, und ein »motziger Feuermelder«, wenn nicht.

Sie sehen, es ist wirklich nicht meine Schuld, dass ich so stinkesauer bin. Ich wurde so geboren.

Ich bin fünfunddreißig, wenn auch nicht mehr lange. Fünfunddreißig: das Alter, in dem die Fruchtbarkeit eine Klippe hinunterstürzt, ein Ereignis, das lange Schatten in die Zukunftsplanung jeder Frau Anfang dreißig wirft. Es ist das Alter, in dem wir Frauen dem Thema ausweichen und geheime Pläne schmieden müssen. Fünfunddreißig, die Mitte

der Dreißiger, des Jahrzehnts, in dem man sowohl Kinder produzieren als auch seine Karriere vorantreiben muss. Das entscheidende Jahrzehnt, in dem Anwälte Kanzleien gründen, aus Journalisten Herausgeber werden, aus Ärzten Fachärzte und aus Lehrern Schulleiter oder zumindest stellvertretende Schulleiter. Nur eine kleine Dekade, zehn kurze Jahre wie alle anderen. Was für ein Pech, dass diese wichtigen biologischen und beruflichen Aufgaben genau zeitgleich erfüllt sein wollen, was für Frauen schlicht nicht machbar ist. Die gläserne Decke wird so zur Panzerglasscheibe.

Die Dreißiger sind auch die Zeit im Leben, in der am meisten Frauen unter mysteriösen Umständen sterben. Sylvia Plath, Prinzessin Diana, Marilyn Monroe, Paula Yates, Jill Dando, Anna Nicole Smith. Ein Wunder, dass

überhaupt jemand von uns mit dem Leben davonkommt.

Eigentlich war, glaube ich, an Sylvia Plaths Tod überhaupt nichts Geheimnisvolles: Sie wollte sich gar nicht umbringen, sondern hat nur einen Blick in den Ofen geworfen, ob er mal sauber gemacht werden müsste. Der war dann so voller Fettspritzer von den Würstchen, die Ted Hughes sich gebraten hat, bevor er sie wegen einer anderen verließ, dass sie sich entschloss, den Ofen anzustellen und ihren Kopf gleich drinzulassen.

Ich würde mich nie umbringen. Höchstens Joel. Die Liste ist mein Versuch, meine Kinder vor einem Leben ohne Vater und mit einer Mutter, die wegen Mordes an ihm im Knast sitzt, zu bewahren.

Wenigstens ist Weihnachten nun überstanden.

Ich habe keine Ahnung, warum es früher geheißen hat, der Erste Weltkrieg sei bestimmt an Weihnachten vorbei, wo doch keine andere Jahreszeit mehr Streit und Hass entfacht. Ein Dutzend Explosionen und Gefechte täglich, das waren die Festtage: weil ich die ganzen Geschenke für deine zahlreichen Patenkinder kaufen muss, weil du Weihnachtskarten für »Blödsinn« hältst, so dass ich sie alle schreiben und auch Rufus mit denen für all seine Klassenkameraden helfen muss. Und dann noch deine Mutter, die mir auf ihrem breiten Hintern sitzend sagt, wie glücklich ich mich schätzen kann, dass sie ihren Sohn zu einem zupackenden Vater und sagenhaften Koch erzogen hat. »Ja«, fauche ich, »er ist *großartig*, ich habe wirklich unheimliches *Glück* mit ihm.«

Keinen Truthahn könnte man so vollstopfen wie unser Haus: mit zerknülltem Geschenkpapier und Spielzeug, das aus winzig kleinen Einzelteilen besteht. Jedes Mal, wenn wieder ein Geschenk aufgerissen wurde, also ungefähr alle drei Sekunden, zuckte ich vor der Herausforderung zusammen, einen Platz für das riesige Plastikmonster zu finden, oder erschauerte angesichts der kleinen, leicht zu verlierenden Teile, die beim Auspacken überall verstreut wurden. Ich versuchte mich darüber zu freuen, dass meine Kinder vor Vergnügen quietschten, aber ich empfand nur Grauen. Jedes Mal, wenn wir mit einem der neuen Spiele spielten, fuhr ich dazwischen: »Verlier diese Spielmarke nicht, Süßer, ohne funktioniert es nicht«, »Nein, du kannst kein Hotel haben, zuerst musst du drei Häuser